

Jesse Falzoi

Die Mathematik der Stille

Roman

projektverlag.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89733-590-5

©2023, projekt verlag, Bochum/Freiburg

www.projektverlag.de

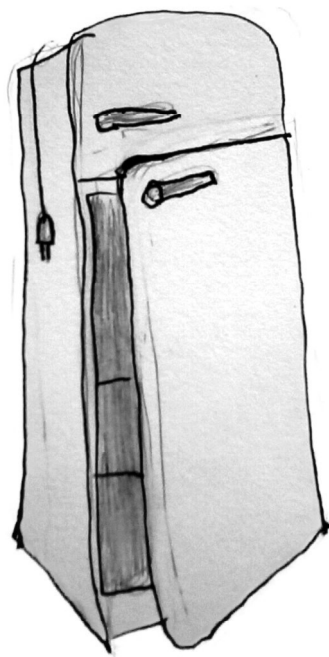
Zeichnung auf dem Cover: Helena Sadie Falzoi

Aus diesen und vielen anderen ähnlichen und schlimmeren Ereignissen entstand ein allgemeiner Schrecken, und mancherlei Vorkehrungen wurden von denen getroffen, die noch am Leben waren. Fast alle strebten zu ein und demselben grausamen Ziele hin, die Kranken nämlich und was zu ihnen gehörte, zu vermeiden und zu fliehen, in der Hoffnung, sich auf solche Weise selbst zu retten.

Giovanni Boccaccio, *Decamerone*

... aber von dieser Vorstellung, dass es im Leben ständig vorangehen muss, will ich nichts mehr wissen.

Rachel Cusk, *Outline*



IM Sommer 2020 ergab sich mir die Möglichkeit, einen Workshop in Spanien zu geben. Die Anfrage kam im Januar, von einem kleinen Verlag in San Diego, Kalifornien, vermutlich, um dem Ganzen ein internationaleres Flair zu geben; alle anderen Dozenten waren Amerikaner, für die das Angebot schon deswegen attraktiv sein musste, weil es ihnen ermöglichte, kostenlos nach Europa zu fliegen. Als ich sie googelte, wurde mir klar, dass auch sie völlig unbekannt und wenn, nur in kleinen Verlagen untergekommen waren, doch die Zeiten, wo ich mich an sogenannte große Stimmen hängen wollte, hatte ich hinter mir gelassen. Ich las das Programm durch, zauberte einen Lehrplan aus dem Hut und unterschrieb den Vertrag.

Ein paar Wochen später begann der erste Lockdown. Da mein Vater im Vorjahr gestorben war, musste ich mich nicht um ältere Personen sorgen, es hatte auch keinen in meinem Bekanntenkreis erwischt, deswegen blieb alles abstrakt und unwirklich für mich. Trotz geschlossener Volkshochschulen wurde ich weiterhin bezahlt, also hielten sich auch meine finanziellen Sorgen in Grenzen. In der Tat erinnere ich mich an wenig anderes als die viele freie Zeit und die stundenlangen Spaziergänge durch mein plötzlich menschenleeres Viertel, das trotz der restaurierten Häuser wieder wirkte wie Anfang der 90er, als keiner nachvollziehen konnte, warum ich hier wohnte, trotz der billigen Miete und des großen Radebergers für 80 Pfennige. Nachdem mein Sohn ausgezogen war, befand ich mich in einem Schwebezustand, fernab von meiner eigentlichen Realität; auch ohne die sich ständig ändernden Bestimmungen kam es mir fremd und planlos vor, das Leben für mich allein zu organisieren.

Eine Weile lang fürchtete ich, dass der Workshop abgesagt werden würde, dann öffneten die Flughäfen wieder und ein gewisser Jerry schickte mir eine E-Mail mit allen notwendigen Informationen wie Teilnehmerlisten und Unterkunftsvereinbarungen. Anfang Juni buchte ich

meinen Flug nach Barcelona, danach lag ein weiterer Monat zielloser Spaziergänge vor mir. Meine lieblosen Versuche, alte Freundschaften wieder aufleben zu lassen, waren im Sande verlaufen. Hätte ich die Energie gehabt, mir Gedanken über meinen Zustand zu machen, wäre mir klargeworden, dass ich mich einsam fühlte, aber meine Spaziergänge, meine Ignoranz, und der ungewöhnlich schöne Sommer ließen mich in dem nebligen Zustand der Halbzufriedenheit verweilen, auch weil ich Meditationsvideos auf YouTube entdeckt hatte, in denen eine warme, männliche Stimme mir alle zwei Minuten zuflüsterte, *Lass alle unangenehmen Gedanken los*.

In der zweiten Juliwoche füllte ich schließlich einen kleinen Koffer mit Kleidung und einen großen mit Büchern und fuhr mit der S-Bahn zum alten Flughafen Schönefeld; es war das letzte Mal, dass ich dort sein würde, was ich damals natürlich noch nicht wusste.

OHNE meine Kinder zu fliegen war mittlerweile Realität geworden, aber noch immer gab es diese Momente, in denen ich sie so sehr vermissete, dass ich die Augen schließen und mich allein aufs Atmen konzentrieren musste. Kurz vor dem Abflug zum Beispiel, wenn wir uns, auch als sie schon älter waren, immer bei den Händen hielten, halb im Scherz, halb ernstgemeint, weil ich irgendwo gelesen hatte, dass die meisten Unfälle in den ersten Minuten nach dem Start passierten. Vermutlich auch wegen *Hotel New Hampshire*, das ich als Jugendliche verschlungen und schnell wieder vergessen hatte, doch bei Flügen mit den Kindern poppte die Erinnerung an Egg, seine Mutter und den ausgestopften Hund wieder in meinem Kopf auf und ich stellte mir vor, wie sie sich aneinander festklammerten und schrien, bevor sie starben. Oder kurz vor der Landung, weil ich daran denken musste, wie wir die Gangway hinunter gegangen waren, die Sonne und die Wärme das erste Mal nach einem Jahr wieder spüren und die mediterrane Luft einatmen konnten

und zwei Wochen vor uns lagen, in der wir Tage und Nächte gemeinsam verbringen würden, nur wir drei, mit faulenzen und lesen und essen und nichts, was unsere Dreieroutine durcheinanderbringen könnte. Ich hatte nie meinen Laptop dabei, mein Handy war meist aus oder ich ging nicht ran, für diese Wochen war unser normales Leben Fiktion. Zurück in Berlin bedeuteten die ersten Tage puren Stress, Koffer auspacken, waschen, hunderte von E-Mails löschen oder beantworten, den Poststapel nach Relevanz sortieren, vertrocknete Pflanzen retten oder wegwerfen, mich an die Kälte gewöhnen, doch im Urlaub schaffte ich es, nicht eine Sekunde daran zu denken. Wir lebten im hier und jetzt, als stände die Zeit still, was sie natürlich nicht tat, und wenn der letzte Tag anbrach, prallte die Berliner Realität schon an dem Ort auf mich ein, wo sie die ganze Zeit ausgeblendet gewesen war, ganz so, als würde sie sich für die Pause an mir rächen wollen.

Der Mann neben mir sprach mich irgendwann an und ich erfuhr, dass er seit mehr als zwanzig Jahren zweihundert Meter von unserer Wohnung entfernt lebte. Auch er hatte zwei erwachsene Kinder, die an der Russischen Schule Abitur gemacht hatten, vermutlich der Grund dafür, dass wir uns die ganze Zeit nie über den Weg gelaufen waren. Nichtsdestotrotz war es seltsam im Angesicht der Tatsache, dass wir in denselben Geschäften einkaufen gingen, unsere Kinder auf denselben Spielplätzen gespielt und dieselbe Musikschule besucht hatten und dass wir seit mehr als zwei Jahrzehnten in denselben Cafés, Bars und Restaurants verkehrten.

Wir erzählten uns, was wir arbeiteten, wobei er sich mehr für meinen Beruf interessierte als ich mich für seinen (er war Biologe, hatte aber die renommierte Fliesenfabrik seines Vaters übernommen, weil sein Gehalt zu niedrig war und seine Stellen immer nur befristet blieben), und genau wissen wollte, was ich schrieb, welche Bücher es von mir zu kaufen gab

und wovon sie handelten. Am Ende sagte er, dass er auch gern schreiben würde, es ihm aber an Begabung fehle.

Jeder kann das, sagte ich, sofort wieder die Dozentin.

Ach wirklich?

Was hast du zum Beispiel gestern gemacht? (Wir waren schnell beim Du gelandet; die jahrelange Nachbarschaft, wenn auch unbemerkt, hatte es mit sich gebracht.)

Gestern?

Es kann ganz banal sein. Du bist irgendwann aufgestanden, dann hast du gefrühstückt oder zumindest Kaffee getrunken.

Tee.

Okay. Und wenn du das jetzt erzählst, tauschst du das ich gegen du aus. Ich räusperte mich. (In einem Privatgespräch, vor allem einem im engen Flugzeug, mit Maske und lautem Motorenlärm, war es anstrengender als sonst.) Du wachst auf, später als gewöhnlich, aber nicht zu spät, um noch einen Tee zu trinken – Kaffee verträgst du nicht mehr, selbst entkoffeinierten, oder vielleicht bildest du dir nur ein, dass du ihn nicht verträgst und etwas ganz anderes ist für deine Magenschmerzen verantwortlich. Dein Sohn grinst dich an, als du in die Küche kommst. Zwei Sekunden später weißt du, warum: Ein junges Mädchen, das nur ein dünnes Hemd und einen dieser Slips trägt, der den Po komplett freigibt, kommt gähmend aus dem Badezimmer und setzt sich, ohne dich weiter zu beachten, an den Tisch.

Er lachte.

Ein Wort nach dem anderen, mehr ist es nicht.

Ist dir kalt? Du zitterst.

Ich sah an mir hinunter, auf meine vor der Brust verschränkten Arme, auf die Gänsehaut. Ich habe meinen Pullover im Koffer gelassen, sagte ich.

Er griff in seinen Rucksack und zog einen Kapuzenpulli heraus. Keine Sorge, ist frisch gewaschen.

Brauchst du ihn nicht selbst?

Hätte ich ihn dann im Rucksack?

Ich zögerte noch immer; vor kurzem hatte ich einen Artikel gelesen, in dem die Überlebensdauer des Virus auf unterschiedlichen Materialien angegeben wurde. War Baumwolle nicht auch dabei gewesen?

Komm, sagte er, ich kann das gar nicht mitansehen. Er breitete den Pullover wie eine Decke über meinen Oberkörper aus, ohne mich zu berühren.

Das Gefühl von Dankbarkeit überkam mich so heftig, dass ich meinen Blick abwenden musste. Glücklicherweise lief gerade eine Ansage, er schien konzentriert zuzuhören und ich konnte mich zurücklehnen, die Augen schließen, vielleicht schlief ich sogar kurz ein. Wenn ich friere, bin ich geschwächt und kann mich auf nichts anderes mehr konzentrieren; meine ganze Energie erschöpft sich dabei, gegen Kälte anzukämpfen. Schon als Jugendliche hatte ich das Gefühl, in einer für mich völlig ungeeigneten Umgebung aufzuwachsen, in meiner Erinnerung waren alle Sommer in meiner Heimatstadt verregnet und kalt. Erst wenn das Thermometer 25°C überstieg, was so gut wie nie passierte, ging es mir besser und mit jeder weiteren Gradzahl fühlte ich mich wohler, ganz so, als würde ich im wahrsten Sinne des Wortes auftauen.

Auch in Spanien kann es kalt werden, sagte mein Sitznachbar. Seine Stimme klang unreal, wie in einem Traum.

Ich bleibe nur zwei Wochen, murmelte ich, dann drehte ich mich zu ihm und lächelte, was er hoffentlich an meinen Augen erkennen würde. Und ich habe einen Pullover mit.

Meinen brauch' ich auch wieder, sagte er.

Er war sehr attraktiv (was ich mittlerweile trotz Maske gut erkennen konnte) und ein ungewöhnlich aufmerksamer Zuhörer. Wir sprachen

ehrlich und unumwunden über unsere Kinder und die schiefgelaufene Beziehung mit dem anderen Elternteil, ganz so, als wären wir alte Freunde, die sich lange nicht gesehen hatten. Dennoch war klar, dass unsere Begegnung sich nicht wiederholen würde; wir litten beide am Empty-Nest-Syndrom und wussten, dass diese Phase nur allein überwunden werden konnte.

Als das Flugzeug zum Stillstand kam und alle um uns herum aufstanden, verabschiedeten wir uns mit liebevollen Worten und ohne Handschlag. Ich sah ihn nicht wieder, was mich nur aus dem Grund betrübte, dass mir bewusst wurde, wie wenig ich mich noch für meine Mitmenschen interessierte. Dann knallten die ersten Koffer auf das Gepäckband, und als ich meine in Richtung Ausgang zog, hatte ich ihn schon komplett vergessen.

JERRY hatte in einer anderen E-Mail geschrieben, dass man mich abholen würde, und als ich aus der Sicherheitszone kam, erblickte ich einen alten Mann, der ein Schild mit meinem Vornamen in die Höhe hielt. Als ich vor ihm zum Stehen kam und lächelte, wurde mir klar, dass er es nicht sehen konnte, also sagte ich auf Spanisch, Hier bin ich. Woraufhin er in akzentfreiem, amerikanischem Englisch antwortete, Wie geht's?

Von meinen Besuchen in den Staaten wusste ich, dass es niemanden wirklich interessierte, wie es einem ging, man jedoch zumindest so tat, als ob, aber er wartete meine Antwort gar nicht erst ab, sondern machte kehrt und hastete in viel größeren Schritten, als man es seinen kurzen Beinen zutrauen würde, zum Ausgang, was mir die Möglichkeit gab, seine Statur von hinten genauer zu betrachten: diese sah in meinen Augen sehr spanisch aus, dennoch sprach er nicht die Sprache, wie ich bald herausfand, abgesehen von den paar Wörtern und Floskeln, die alle Touristen über kurz oder lang aufpickten. Er war, so erzählte er mir wäh-

rend der eineinhalbstündigen Autofahrt, zu hundert Prozent aus Nevada, und zwar aus Ely, wo ich sogar einmal eine Nacht verbracht hatte, als ich vor fast dreißig Jahren mit einer Freundin an der Westküste unterwegs war und wir uns auf dem Weg nach Las Vegas befanden. Es gab dort kein Hostel, also mussten wir das erste Mal in einem Motel schlafen. Nachdem wir wochenlang Küche, Bad und Schlafzimmer mit Backpackern aus aller Welt geteilt hatten, langweilten wir uns nun zu zweit in einem entweder zu heißen oder zu kaltem Raum mit kitschigen Bildern und einem Fernseher, auf dem nur Werbeprogramme liefen. Am nächsten Morgen machten wir uns nach einer schlaflosen Nacht in Polyesterbettwäsche wieder auf den Weg, um diesen Ort so schnell wie möglich hinter uns zu lassen. In Las Vegas kamen wir trotzdem nie an; warum weiß ich nicht mehr.

Ich kenne Ely, sagte ich.

Jeder kennt Ely, sagte er.

Wir befanden uns in einem alten Suzuki, vermutlich dieselbe Generation wie jener meines ersten Freundes, in dem ich als Siebzehnjährige gesessen hatte. Er war rot gewesen und dreckig, von innen und außen, und hatte nach Dung, Getreide und den beiden Moschus-Wunderbäumen, die am Rückspiegel baumelten, gerochen.

Das Auto sei nicht sein eigenes, erzählte der Fahrer, dessen Namen ich sofort wieder vergessen hatte. Er boxte das große Kreuz, das diesen Rückspiegel verzierte und sagte, Ich bin Agnostiker. Dann folgte jene Stille, die man mit jemandem teilt, den man nicht kennt, ohne zu wissen, wie lange sie dauern würde, die Fahrt und die Stille, was mich in der Vergangenheit verunsichert hätte, aber jetzt saß ich entspannt oder vielleicht einfach nur müde und erschöpft auf dem Beifahrersitz, betrachtete die Landschaft und die wenigen Dörfer, durch die wir hindurchfuhren, mit einem angenehm leeren Gehirn, weder antizipierend, was mich erwarten würde, noch reflektierend, was ich hinter mir ließ.

Die Masken hatten einen wesentlichen Vorteil: das Reden fiel damit schwer. Besonders wenn es heiß war, überlegte man sich zweimal, ob es die Mühe wert war, ein Thema aufzubringen, dem eine längere Konversation folgen würde, auch Smalltalk war nicht mehr angesagt. Es gab damals viele positive Veränderungen für mich – beiläufige Umarmungen, Wangenküsse, körperliche Nähe von Menschen, die man nicht oder kaum kannte, all das hatte von einem auf den anderen Tag aufgehört. Natürlich dachten sich einige, jetzt erst recht, aber auch diese respektierten die plötzlich so vertraute Geste, den erforderlichen Abstand zu bewahren.

Nach einer halben Stunde zog sich der Fahrer die Maske vom Gesicht und fing an, mir seine Lebensgeschichte zu erzählen. Im Alter von 18 Jahren hatte er eine etwas ältere Frau geheiratet, mit der er seine Leidenschaft fürs Rennradfahren teilte (*Sie reden mit einem Olympioniken, Ma'am!*), bis sie Zwillinge bekamen, die nach einem Jahr wieder starben, warum sagte er nicht. Als nächstes begann er eine Karriere als Landschaftsgärtner und wurde so berühmt, dass ein Millionär aus Kuwait ihn anheuerte, wo er seine zweite Frau kennenlernte, die zwei Jahre später an Krebs starb. Zurück in Ely heiratete er seine Kindergartenliebe, genauso wie es sein Vater und vordem sein Großvater getan hatten, und dank ihr hörte die Pechsträhne endlich auf. Er hob seinen Po leicht an, griff in die hintere Hosentasche seiner Jeans, zog ein Portemonnaie hervor, öffnete es und hielt es vor meine Augen, ohne seine eigenen auch nur ein einziges Mal von der Straße abzuwenden. (Ich hatte den Eindruck, als machte er diese Geste jedes Mal, wenn er jemanden vom Flughafen abholte, wie ein Schauspieler, der eine Szene übt.)

Meine Familie, sagte er. Sie sind alles für mich.

Das Foto zeigte eine Frau Ende dreißig und zwei Kinder, ein vielleicht fünfjähriger Junge und ein Mädchen, um die drei Jahre alt. Alle lächelten den Fotografen an; es war an Haltung und Blick zu erkennen, dass der

Vater die Kamera hielt. Sie wirkten entspannt, so wie man sich an einem Ort fühlt, den man gut kennt, das eigene Zuhause oder zumindest ein Apartment, in dem man schon öfter die Ferien verbracht hat. Aber etwas stimmte nicht, der Mann, der neben mir saß, war nicht derjenige, den diese drei Menschen in jener Momentaufnahme angesehen hatten. Das Foto war zu neu. Nicht die Art, wie sie angezogen waren, verriet es, auch nicht Smartphones oder andere Medienträger, sogar die Möbel waren zeitlos. Aber an ihren Blicken war es zu erkennen – diese drei Menschen gehörten nicht zu seiner Generation, noch nicht einmal zu meiner.

Er schloss sein Portemonnaie wieder und steckte es in die Jeanstasche zurück. Haben Sie Kinder? fragte er und ich sagte, Nein. (Mir ist bis heute schleierhaft, warum ich ihn anlog.)

Schade, sagte er.

Ja, sagte ich.

Dann war er wieder still und ich kehrte zu meinem buddhistischen Geisteszustand zurück. Ab und zu versuchte ich vergeblich, eine bequemere Position zu finden, in diesem Auto, das mir schon als Teenager jede Fahrt zur Tortur machte, die länger als 10 Minuten dauerte. Damals war ein älterer Freund mit fahrbarem Untersatz etwas ganz Besonderes und meine Freundinnen beneideten mich, aber ich atmete jedes Mal auf, wenn ich endlich aussteigen konnte. Als er mit mir Schluss machte, war mein erster Gedanke, dass ich nie wieder in sein Auto steigen müsste.

Sie sind mittlerweile erwachsen, sagte er.

Ich sagte nichts, aber er ließ sich nicht beirren. Sein Sohn war Anwalt und hatte jetzt selbst eine Familie. Mein Schwiegersohn ist auch Anwalt, sagte er.

Ich sah zu ihm.

Er lächelte. Sie haben sich ebenfalls im Kindergarten kennengelernt, wie seine Urgroßeltern, seine Großeltern und seine Eltern. Nach einer

Pause sagte er, Manchmal denke ich, dass meine ersten beiden Frauen gar nicht real waren. Es ging so schnell wieder vorbei, verglichen mit dem ganzen Leben. Was sind schon fünf Jahre?

Seine Tochter war auch verheiratet. Bis jetzt ohne Kinder. Vielleicht würde sie gar keine mehr bekommen, sie schien nicht sonderlich daran interessiert zu sein. Er war sichtlich enttäuscht. Es wäre so viel einfacher für die beiden, verstehen Sie? Mein Sohn und sein Mann, das war ein Akt. Der ganze Adoptionsprozess, diese vielen Gesetze, aber es hat sich gelohnt, er heißt Sean – mein Schwiegersohn ist irisch, verstehen Sie?

Ich nickte.

Er ist unser Sonnenschein, sagte er.

DAS Dorf war winzig, wenn man es überhaupt als solches bezeichnen konnte; es gab nur eine Straße mit ein paar Häusern auf der rechten Seite, links standen Eichen dicht an dicht, die einzigen Bäume, die ich damals von anderen unterscheiden konnte. Das größte, eine Art Gutshaus, an dem wir zuerst vorbeifuhren, hatte laut der E-Mail einmal ein Kino und ein Theater beherbergt und war davor im Besitz einer Geliebten Francos gewesen war. Seit einigen Jahren, wie vielen genau wurde nicht erwähnt, vielleicht waren es schon Jahrzehnte, gehörte das ganze Dorf der Organisatorin des Schreibprogramms. Sie war die Enkelin eines einst reichen und berühmten jüdischen Geschäftsmannes aus München, der in Sachsenhausen ermordet worden war. Eine Woche vor meinem Abflug hatte sie mir geschrieben, dass ich in einem der um das Gutshaus herumgruppierten kleinen Häuser wohnen würde. It's *very* German, so ihre Worte, you'll feel at home right away.

Sie hatte ein Foto von einem Landkartenausschnitt angehängt, das mit einem dicken, roten Punkt im Landesinneren versehen war. Spanien und das Meer waren für mich Synonyme, daher schon damals meine

Enttäuschung, dass S. so weit davon entfernt lag, und jetzt stand ich vor dem Haus, meine beiden Koffer links und rechts neben mir, an der Stelle, wo der Fahrer mich abgesetzt hatte, und blickte dem sich entfernenden Suzuki beunruhigt hinterher, bis er verschwunden war. Es gab kein einziges Geschäft, nur eine Bar, oder zumindest ein Schild, auf dem „BAR“ stand, angebracht an der Vorderseite des Gutshauses, das wir bei meiner Ankunft passiert hatten. Das Haus oder eher das Häuschen, in dem ich untergebracht sein würde, war das letzte, danach kam ein ausgetrocknetes Feld. Ich bekam langsam Hunger. In meiner Flasche befand sich noch ein Rest Wasser, ansonsten hatte ich nur eine Tupperdose selbstgebackener Kekse dabei. Der Fahrer hätte mich vorbereiten müssen, wir hätten an einem Lebensmittelladen halten können, auch die jüdische Dame hätte mir Bescheid sagen sollen, dass es hier nichts außer einer Bar gab, aber ich versuchte mich zu beruhigen; ich würde nicht verhungern, hier würden bald andere Leute ankommen, vorausschauender als ich, vielleicht war der Kühlschrank auch schon gefüllt worden oder es gab einen Lieferservice, der spätestens morgen vorbeikam, damit alles bereit war, wenn der Rest der Dozenten und die Teilnehmer eintrafen.

Die Vordertür, nur wenige Zentimeter höher als ich, war nicht abgeschlossen, genau wie die jüdische Dame mir in der E-Mail geschrieben hatte. Ich ging davon aus, dass wenigstens von innen ein Schlüssel steckte, das war jedoch nicht der Fall, und als ich mir das Schloss näher ansah, bemerkte ich, dass es kaputt war. Dann konnte hier nichts Wertvolles sein, dachte ich, aber ein erster Blick bestätigte das Gegenteil: es gab kleine Marmorstatuen, antike Vasen, an der Wand hingen Bilder, Originale, die nicht billig aussahen, sogar Geld lag herum. Es schien, als hätte man das Haus in Eile verlassen, als hätte eine nahende Katastrophe die Bewohner gezwungen, nur Lebensnotwendiges zu greifen und zu fliehen.

Vom Flur aus ging es nach links in eine Küche, die höchstens neun Quadratmeter groß sein konnte, geradeaus in ein winziges Badezimmer und nach rechts in das Wohnzimmer, das sich großzügig anfühlte, aber nur im Vergleich zum Rest des Untergeschosses. Ich fühlte mich wie in einem Film von Rosi oder Visconti, alles war alt und irgendwie vernachlässigt, eher emotional als physisch, ganz so, als hätte lange niemand mehr hier gelebt. Es gab kein warmes Wasser, doch in dieser Hitze würde es mir nichts ausmachen. Und keine Waschmaschine, was mich ebenso wenig tangierte, es wäre nicht das erste Mal, dass ich meine Klammotten mit der Hand waschen müsste, die hier in kürzester Zeit trocknen würden, sodass ich mich noch nicht einmal ärgerte, so wenig mitgebracht zu haben.

Auf dem Küchentisch, an dem mit Mühe und Not zwei Menschen Platz hatten, lag eine Willkommenskarte in englischer und spanischer Sprache, ich solle mich wie zuhause fühlen und könne sorglos Leitungswasser trinken, man hätte im letzten Jahr einen Filter eingebaut, um weniger Plastik zu verschwenden. Alles Weitere würde ich aus meinem Willkommenspaket erfahren, das im Gutshaus für mich bereitlag. Als ich die alte Kaffeemühle entdeckte – meine Oma hatte eine ganz ähnliche, aber auch diese wurde irgendwann ausgetauscht, sie war ein großer Fan jeder praktischen Erfindung –, bekam ich Lust auf Kaffee, falls es in dem Monster von Kühlschrank (in der winzigen Küche wirkte er riesig), dessen Brummen so laut war, dass ich jedes Mal aufsprang, wenn es nach einer Pause wieder begann, Milch gab. Ich setzte meine Koffer ab, um ihn zu inspizieren, und fand ihn leer vor. Was für eine Verschwendung, war mein erster Gedanke, diese Dinger sind absolute Energieschleudern, aber dann dachte ich, dass sie ihn vermutlich für mich an den Strom geschlossen hatten, und wirklich, es sah aus, als wäre heute jemand hergekommen, um alles vorzubereiten. Auf dem Küchentisch stand eine Vase mit lila Blumen (nicht meine Lieblingsfarbe), daneben

eine Packung Kekse (El Santo Polverón de Almendra) und eine Flasche Wein. Unter dem Tisch gab es einen Karton mit weiteren fünf Flaschen, alle von derselben Sorte. Auf dem Etikett war eine Zeichnung des Gutshauses, vielleicht wurde er hier angebaut und man hoffte darauf, ihn bei uns loszuwerden. Ich betrachtete noch einmal die Willkommenskarte von allen Seiten, ob vielleicht darauf vermerkt war, dass man den Wein zum Sonderpreis erwerben könne, wie bei diesen Kaffeefahrten für Senioren, fand aber nichts.

Weil es keine Milch gab, fing ich gar nicht erst an, nach Kaffee zu suchen, und stieg stattdessen die schmale Treppe hinauf, um mir mein Zimmer anzusehen und mich hinzulegen, bis die Hitze erträglich genug wurde, zur Bar zu gehen. Dort würden sie bestimmt diese kleinen Tellerchen mit Oliven oder Käse oder Chorizo zu jedem Bier reichen, wie in den Berliner Tapasbars. Der Gedanke, dass sie nicht aufhaben könnte, kam mir kein einziges Mal; im Süden hatte ich oft diese heruntergekommenen, deprimierenden Hütten gesehen, die aussahen, als wären sie seit Jahrzehnten geschlossen, aber sobald es Abend wurde, säumten mit Speisen und Getränken beladene Tische die Front und Menschen saßen und standen um diese herum und lachten und redeten und in ihren Augen spiegelten sich die Lichter von Kerzen und bunten Lampen.

In dem Städtchen nahe Neapel, wo ich mit den Kindern oft die Ferien verbracht hatte, überraschte uns immer wieder, mit welcher Akribie die Mittagszeit eingehalten wurde. Um Punkt eins verwandelte sich ein vibrierender Marktplatz voller Menschen und einer Kakophonie von Geräuschen und lauten, leidenschaftlichen Gesprächen in eine graue, tote Wüste. Wir schliefen gern aus und schafften es meist nicht vor zwölf Uhr das Haus zu verlassen, deswegen blieb uns nur kurze Zeit, das lebendige Treiben zu genießen, was wir wussten, und dennoch kam es jedes Mal wie ein kleiner Schock für uns, wenn wir plötzlich die einzigen waren, die sich noch draußen befanden, als wären wir die letzten Men-

schen auf der Erde. Ins enge, dunkle Apartment zurückzukehren schien uns wenig verlockend, allerdings auch nicht die Aussicht, stundenlang in der Mittagshitze auszuharren, und so gaben wir am Ende gewöhnlich auf und legten uns ebenfalls auf unsere Betten, auch wenn wir nicht müde waren, lag es doch kaum zwei Stunden zurück, dass wir sie verlassen hatten. Ein einziges Mal nahmen wir uns vor, diese Zeit draußen zu überbrücken, im Schatten der Bäume des kleinen Parks, wo wir um Punkt fünf Uhr Zeugen wurden, wie das Städtchen aus seinem Märchenschlaf erwachte. Sobald alle Rollläden hochgezogen wurden, tauchten schlagartig Trauben von Menschen auf und drängelten sich durch die engen Straßen, vor Cafés und Obstläden, man hörte sie lachen, reden, schreien; die Autos schlängelten sich an uns vorbei, ein Händler hatte kaum einen Meter von uns entfernt seinen Stand aufgeklappt, ohne dass es uns bewusst geworden war, und jetzt feilschten er und seine Kunden um den Preis von Zucchini, Auberginen, Zwiebeln und Knoblauch, der in langen Strängen unter der Markise hing. Vor Restaurants und Bars waren wieder alle Tische besetzt, mit denselben Leuten, wie es schien, ganz so, als hätten sie ihre Plätze nie verlassen, als hätten diese vier Stunden Pause nicht stattgefunden. Und vielleicht war das der Grund, warum ich mich ohne zu zögern und ohne Angst in das Bett des einen Zimmers legte (das zweite war abgeschlossen) und sofort einschlief, was ich unter diesen Umständen – keine abzuschließende Haustür, fremder Ort – nie einfach so getan hätte, aber ähnlich wie in dem Städtchen nahe Neapel um die Mittagszeit hatte ich das Gefühl, der einzige Mensch zu sein.

ICH wachte von der Sonne auf, die schon so tief stand, dass sie direkt in meine Augen schien, ein großer, orangefarbener Ball, so nah, kam es mir vor, dass ich sie direkt berühren könnte, wenn ich die paar Schritte zum Fenster ging und meinen Arm ausstreckte. Aber wie jedes Mal,